

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832
1829**

44 (1.11.1829)

Zu pag. 173

2^{ter} Jahrgang.

Tab. XXXIV.



Ansicht von Edinburg.

Stadts-
Landesbibliothek

No.

versteht
er der K
rückung
nicht in
Woch
belegun
ege - ab

II

Ein
und liegt
durch ein
beidseitige
se ist zier
hinwieder
Eher
er diese E
in Meide
Schiffe H
und ein re
auf beiden
schwarze
ke unklar
dem Sch
die Jahn
und auch
sinnen
den Thren
Das
sien Derte
der einen E
und auf d
um tiefen
ben ist; m
den der Ge
Eine
Worth für
Tittelt
Süßen we

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Ansicht von Edinburgh.

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XLIV.

Edinburgh ist die Hauptstadt von Schottland und liegt an dem kleinen Fluße Leith, der sich durch ein Felsenthal in vielen mahlerischen Cascaden herabstürzt und in den Golf von Forth mündet; sie ist ziemlich groß und schön und hat an 103,000 Einwohner.

Schon aus den frühesten Zeiten knüpfen sich an diese Stadt interessante Erinnerungen; sie war die Residenz der schottischen Monarchen; in dem Schlosse Holyrood, das zwischen zwei Hügeln liegt und ein regelmäßiges Viereck bildet, dessen Fronte auf beiden Ecken mit zwei hohen, durch eine Zwischenmauer verbundenen Thürme geziert ist, verlebte die unglückliche Königin Maria Stuart — deren Schwächen man über ihrer Leiden vergisst — die Jahre ihres Königthums und ihrer Jugend, und auch noch in unsern Tagen lebte hier, mit seinen zwei Söhnen, der edle Bourbon, der jetzt den Thron von Frankreich ziert

Das Schloß Holyrood wird für einen der festesten Orte in Europa gehalten, indem es sich mit der einen Seite an einen unersteiglichen Felsen anlehnt, und auf der andern mit 12 Bastionen und mit einem tiefen in den Felsen gehauenen Graben umgeben ist; mitten darin steht der prächtige Pallast, den der Gouverneur bewohnt.

Eine tiefe Kluff, welche den Namen Loch-North führt, theilt Edinburgh in zwei Hälften, die Altstadt und die Neustadt genannt; beide Hälften werden durch eine — auf unserer Abbildung

ebenfalls sichtbare — Brücke verbunden, die 310 Fuß in der Länge und 68 Fuß in der Höhe hat, und ein Meisterstück der Baukunst ist, deren drei Kühne Bögen, jeder von 72 Fuß Spannung, eine höchst mahlerische Wirkung hervorbringen, und den Beschauer, ebensowohl durch ihre Leichtigkeit, als durch ihr schönes Verhältniß überraschen.

Auf dieser Brücke genießt man das sonderbare Schauspiel, unter sich, statt Wasser, Häuser und Menschen zu sehen, und erblickt zugleich ungeheure Gebäude von 6 — 12 Stockwerken in der Höhe, in denen die Menschen, gleichsam wie in Bienenkörben übereinander wohnen.

Ein bedeutender Uebelstand in Edinburgh ist der Mangel an Wasser; man hat jedoch gesucht demselben abzuhelfen. Das Wasser wird durch Leiche von einem benachbarten Berge nach dem Schlosse in einen großen Behälter geleitet und von diesem aus, mittelst unterirdischer Canäle, in die verschiedenen Gegenden der Stadt vertheilt. Auch giebt es eine Menge Wasserträger, die das Wasser in Fäßchen auf dem Rücken in die höchsten Stockwerke hinauftragen.

Die hohe Schule in Edinburgh, an der eine große Anzahl Professoren lehren, ist berühmt; auch befindet sich daselbst eine große Bibliothek und in dem Münzkabinet bewahrt man, unter andern Seltenheiten, eine ganze Mumie, die ein Graf von Morton für 3000 fl. kaufte und diesem Collegium verehrte.

Auf dem Caltonhill, dem höchsten Hügel, den wir auf der Abbildung erblicken, erhebt sich das Observatorium und Nelsons Denkmahl, eine 100 Fuß hohe Säule, in deren Innerm eine Wendeltreppe sich bis zur Spitze hinaufschlingelt und in deren hohem Piedestal Zimmer angebracht sind.

Von dieser Höhe herab überfiehet man ganz Edinburgh, die Neustadt und die Altstadt; und es ist die Neustadt, in Hinsicht ihrer Regelmäßigkeit und Breite, der wohlgepflasterten Straßen und der schönsten aus Quadersteinen erbauten Häusern, mit den schönsten Städten in Europa zu vergleichen.

Cryptogamische Gewächse.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 171.)

Zubereitungsart der Keulenschwämme.

Wenn man Schwämme dieser Gattung von Erde gereinigt, gewaschen, auch unten vom Stiele das äußerste Ende abgeschnitten hat, läßt man sie in einer Bratpfanne mit einem Stücke Butter über gelindem Feuer erweichen. Ist dieses geschehen, so schüttet man das ausgeschwitzte Wasser ab, bringt sie mit einem Zusage von Butter, Petersilie und Zwiebeln wieder über das Feuer, rührt sie etwas um, oder bestreut sie auch leicht mit Mehl und benezt sie sodann mit Fleischbrühe. Sind sie fertig gebraten, so gibt man ihnen eine Sauce mit Eigelben. Schmecken sie nicht mehr auf diese Art zubereitet, so kann es eine brave Hausfrau auch auf andere Art versuchen, zur Abwechslung etwa so: sie wasche die Schwämme, brate sie mit Speck, unter und über dieselben gelegt, und thue Fleischbrühe, Salz, ganzen Pfeffer, ein Stückchen Schinken und ein wenig Petersilie daran. Sie lasse die Schwämmlein etwa eine Stunde braten — die verständige Hausfrau weiß das schon so ohngefähr — lege sie dann in eine Sauce mit Kraft- oder Fleischbrühe bereitet, oder trage sie als Fricassée auf, ohne sie wieder auf das Feuer zu setzen. Ueber die Pfanne muß ein Papier gelegt werden, auf welches man einen Deckel setzt, denn dadurch wird der Geruch erhalten, die Schwämme bleiben weiß, und die Sauce dickt nicht so sehr ein.

Zubereitungsart der Trüffel.

Das Fleisch der Trüffel ist von Natur trocken; Dehl, auch jeder andere fette oder öhlige Körper macht die Trüffel deswegen angenehmer, schmackhafter und zugleich verdaulicher. Nach dem Dehle ist der Wein die beste Zuthat, noch besser aber, wenn beide vereint beigegeben sind. Um also ein ganz

respectables Trüffel-Ragout zu bereiten, müssen die Trüffel vor Allem gut gewaschen und gebürstet werden, um alle noch anhängende Erde wegzuschaffen; dann taucht man sie in Wasser oder besser in Dehl, schneidet sie nun in Scheiben, bringt sie in ein Geschir mit Dehl oder Butter, etwas Wein, Salz und ganzen Pfeffer, wozu man noch, je nach Belieben, Sardellen und ganze Zwiebeln thun kann, läßt sie etwa eine halbe Stunde braten, und giebt ihnen dann eine Sauce mit Eigelben. Auch als Zuthat in fetten und mageren Ragouts, in Pasteten und Torten ist man die Trüffel, auch als Suppe mit Champagner Wein gekocht; man fällt Geflügel damit und macht Creme daraus. Große Trüffelliebhaber ziehen sie dagegen ohne alle Zubereitung, nur in Asche gebraten vor, und einige finden sie ganz roh schon delikate. In Piemont ist man sie roh, im Salate und auf der Polenta mit der Schnepfe, die dort erst durch die Trüffel den Werth bekommt. Je reifer die Trüffel, desto wohlschmeckender und wohlschmeckender sind sie. Vor wurmfichtigen, erfrorenen oder faulen muß man sich in Acht nehmen, da sie bei ohnehin schlechtem Geschmacke, auch der Gesundheit nicht zuträglich seyn können.

Zubereitungsart der Morcheln.

Man giebt die Morcheln mehreren Speisen als Gewürz bei, bereitet aber auch sehr beliebte Gerichte aus ihnen. Zu jedem Gebrauch müssen sie natürlich vorerst, um alle Erde und Sandkörnchen aus ihren Höhlen und Zellen zu entfernen, sorgfältig gewaschen werden. Man läßt sie dann abtropfen, trocknet sie ab und setzt sie in einer Pfanne mit Butter, ganzem Pfeffer, Salz, Petersilie und nach Gefallen mit einem Stückchen Schinken über das Feuer, und läßt sie etwa eine Stunde braten, während man sie öfters, am besten mit Fleischbrühe, anfeuchtet, weil sie wenig Wasser ausschwigten. Sind sie gebraten, so nimmt man sie vom Feuer, giebt ihnen eine Sauce aus Eigelben, welcher man noch etwas Rahm beimischen kann, und trägt sie allein oder auf mit Butter gerösteten Brodrinden auf. Diese Zubereitungsart ist die gewöhnlichste in Frankreich. Die Italiener machen sie anders zu recht. Wenn sie gewaschen und abgetrocknet sind, schneidet man die größern in mehrere Stücke, bringt sie in eine Pfanne mit Petersilie, Zwiebel,

Körbel, Pimpernelle, Tragand, Schnittlauch, etwas Salz und einem halben Glase Del auf das Feuer, haltet sie einige Zeit darüber, bis sie ihr Wasser ausgeschwigt haben, stellt sie wieder mit etwas Mehl über, feuchtet sie mit Fleischbrühe an und schüttet ein halbes Glas Champagnerwein dazu, läßt sie etwas anziehen und trägt sie sodann mit Citronensaft und Brodkrusten auf. Auch füllt man die Morcheln, wozu man frische nimmt und die grauen vorzieht. Man öffnet sie am Ende der Stiele, füllt sie, wann sie gut gewaschen, geklopft und abgetrocknet sind, mit einem feinen Füllsel und läßt sie zwischen Speckscheiben braten. Sie werden in einer ähnlichen Sauce wie die, nach italienischer Art zubereiteten, aufgetragen. Die Köche in Wien füllen die Morcheln mit Brodrinde, Fleisch von Geflügel, Sardellen, Krebsen und andern ähnlichen Dingen.

Der alte Oberrock und die alte Perücke.

(Fortsetzung von Seite 172.)

Im ersten Augenblicke stuzte der ehrwürdige Greis, aber schon im zweiten fand er seine Fassung, seinen Glauben, sein Vertrauen wieder. Es faßte die weinende Bertha in seine Arme. „Sei ruhig,“ sprach er: „eines Menschen Leben wird nicht zu theuer erkauft. War auch der Mann vielleicht ein Böfewicht, so gewinnt er nun Raum zur Buße, und du hast eine Seele gerettet. Eine Seele! den kostbarsten Schatz! Mögen sie doch plündern. Was sonst geschehen könnte, darum sey unbekümmert, und halte dich ruhig in deinem Kämmerlein. Ob du vor Menschen recht gehandelt, mag zweifelhaft scheinen, vor Gott gewiß! Drum gehe, mein Kind.“

Bertha ging getröstet in ihr Kämmerlein, und lauschte hinter den Vorhängen ihrer Fenster. Es war nun gänzlich Tag geworden. Ein Feldprediger erschien, um den Delinquenten zum Tode zu bereiten. Ihm auf dem Fuße folgte das Detachement, welches Befehl hatte, ihm eine halbe Stunde Zeit zur Erfüllung seiner Amtspflicht zu gönnen, und dann zur Execution zu schreiten.

Mit einem frommen Seufzer trat er in den Keller, wo noch Dämmerung herrschte. Mit gro-

ßer Salbung begann er zu sprechen, und durch eine freundliche Schilderung des Paradieses, wo er wie zu Hause schien, die Schrecknisse des Todes zu mildern. Der Delinquent hörte ihm schweigend zu, welches dem Redner wohl gefiel, und ihn keineswegs bestrebete. „Ich freue mich mein Sohn,“ sagte er: „daß Ihr mit so frommer Ergebung Euerm Schicksal entgegen geht.“

Als aber auch diese Aufforderung unbeantwortet blieb, erinnerte der Prediger ihn mit Ernst, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe. Umsonst! er schwieg hartnäckig. Das schien dem Redner eine sündliche Verstockung. Mit frommem Eifer faßte er seinen Arm, um etwa aus der Betäubung ihn zu rütteln, und fand — einen leeren Ermel — ergriff das Phantom heftig beim Kopfe, und erwischte — einen Kürbis.

Jetzt zog sein Geschrei den Offizier des Detachements, und nach und nach den ganzen Trupp herbei. Die Sonne gieng auf und beleuchtete die langen Gesichter mit hängenden Mäulern. Die Soldaten erklärten einmüthig, der Kerl sei ein Herenmeister, der im Bunde mit dem Satan stehe. Allein der Offizier untersuchte den Keller, fand die Oeffnung, ließ eine Laterne holen, kroch durch den Gang, und entdeckte die Spur des Entwichenen.

Der Pfarrer wurde gerufen. Seine wahrhafte Erklärung, daß er dem Flüchtling auf keine Weise Vorschub gethan, fand Glauben; denn sie wurde durch sein graues Haar, seine Ehrfurcht einflößende Gestalt unterstützt. Es schien nicht unwahrscheinlich, daß der Spion einen Versuch gemacht, sich zu retten, und ohne fremde Beihülfe die locker verstopfte Oeffnung gefunden; dann von der Angst gestärkt, die dünne Mauer durchbrochen, und so während der Nacht durch des Pfarrers Wohnung geschlichen. Wenigstens war der menschliche Offizier geneigt, diese Erklärung anzunehmen, wenn gleich noch manches Aber dagegen einzuwenden seyn mochte. An des Pfarrers Pflgetochter wurde nicht gedacht, und der Offizier begnügte sich, den Vorfall seinem General zu rapportiren, der sich entschloß, in eigener Person eine strenge Untersuchung anzustellen, die er jedoch bis auf den folgenden Morgen verschob, da überhäufte Geschäfte ihn eben jetzt daran verhinderten.

Aber ehe dieser folgende Morgen anbrach, stellte sich ein anderes Hinderniß in den Weg, durch welches jede Untersuchung für immer niedergeschlagen wurde. Denn kaum war Friß, zu des Feldherrn großer Freude, im Lager der Seinigen angekommen, kaum hatte er dem Grafen die feindliche Stellung aus seinem treuen Gedächtniß vorgezeichnet, als dieser für die nächste Nacht einen allgemeinen Angriff beschloß. Es geschah und gelang vollkommen. Trotz des Feindes verzweifelter Gegenwehr, sah sich der Graf am Morgen im Besiz des verschanzten Lagers, hatte eine Menge Kanonen und alles Gepäck erbeutet.

Unter demselben Baume, an welchem Friß Tages zuvor den Tod finden sollte, ernannte der Feldherr ihn jezt zum Hauptmann, wohl erkennend, daß er nur der Kühnheit des jungen Helden den Sieg verdankte. Friß konnte aber seines Glückes kaum froh werden, denn vergebens war er im Getümmel nach der Pfarrwohnung geeilt, um dankbar seine Retterin vor jeder Gefahr zu schirmen; er fand das Haus öde und leer, den Gang geplünbert; der Greis mit seiner Tochter waren entflohen. Nur den alten Oberrock sammt der Perücke fand er noch im Felsenkeller, nahm die segensreiche Erbschaft wieder zu sich, und begehrte keinen andern Theil an der Beute.

Die Launen des Kriegs wechselten noch oft in diesem Feldzuge, und führten das Heer, bald siegend, bald geschlagen, in ferne Gegenden. Ueberall begleiteten den tapfern Föhrenbach die kargen Erbstücke seines Vaters, und diesen schrieb er es gläubig zu, daß er aus den mörderischen Gefechten stets unverwundet hervorging. Ein Kreuz in seinem Knopfloche bewies, daß er sich nirgends geschont hatte.

Jezt war der Winter nahe, und der Feldherr beschloß, noch eine Hauptschlacht zu wagen, um seinem erschöpften Heere ruhige Winterquartiere zu verschaffen. In dieser Schlacht, in der von beiden Theilen mit Wuth gefochten wurde, widerfuhr es Friß zum ersten Male, beim Stürmen einer Batterie, daß eine Flintenkugel ihn mitten auf die Brust traf. Er stürzte nieder und glaubte sich schwer verwundet. Doch schnell erholte er sich, sprang munter auf seine Füße, riß die Weste auf, und siehe, die Kugel rollte auf den Boden, denn er hatte die alte Perücke unter die Weste geknüpft, weil er eben nicht wußte, wo er sie lassen sollte; ihr dichtes Haargewebe hatte die Kraft der ohnehin matten Kugel gehemmt. Vater! rief er, du bist mit mir! Hastig griff er nach dem entsunkenen

Degen, stürzte noch einmal den Hügel hinan, und die Batterie war genommen.

Sie allein hatte bisher das Umgehen des feindlichen linken Flügels gehindert. Jezt drang des Grafen rechter Flügel mit Macht vor, und der Sieg war entschieden. Es hatte viel Blut gekostet von beiden Seiten. Das Schlachtfeld war mit Leichen und Verwundeten bedekt. Den Hauptmann Föhrenbach ließ der Graf überall suchen, um ihn als Major zu umarmen. „Das verdanke ich meinem Vater,“ sagte der Bescheidene, und verließ den Feldherrn in einer Art von Betäubung. Eine kalte Nacht war angebrochen. Friß ließ von seinem Reitknecht den alten Oberrock sich reichen, der immer hinten auf dessen Pferd geschnallt war, hüllte sich mit Wohlbehagen darein, und schritt langsam über das vom Monde beleuchtete Schlachtfeld, um ein ihm angewiesenes Quartier im nächsten Dorfe zu suchen. Als er so zwischen Leichen wandelte, vernahm er plötzlich unter seinen Füßen ein Gewinsel, bückte sich und erkannte einen feindlichen schwer verwundeten Offizier, einen alten Mann, dem ein Säbelhieb den Schopf vom Hirnschädel gehauen und tief in den Kopf gedrungen war. Er hatte viel Blut verloren, beklagte sich über Durst und Kälte, und bat, ihn vollends umzubringen. Friß kniete neben ihn. Das Mondenlicht zeigte ihm ehrwürdige Züge in dem bleichen Antlig; es kam ihm vor, als hätte der Mann einige Aehnlichkeit mit seinem Vater. Sogleich zog er den Oberrock aus, hüllte den Verwundeten darein, und, in Ermangelung jedes andern Verbandes, bedeckte er dessen Haupt mit der wärmenden Perücke. Dann lud er ihn auf seine Schultern, und trug ihn sanft in sein Quartier, eine reinliche Bauernstube mit einem Bette versehen, welches er dem leidenden Gaste abtrat, Erquickungen herbei schaffte, und nach dem Wundarzt sandte. Der Unglückliche lag in Ohnmacht. Der Wundarzt kam, untersuchte die Wunde, schüttelte den Kopf und verband sie.

Erst gegen Morgen erholte sich der Fremde, und sein Bewußtsein kehrte zurück. Sprechen konnte er noch nicht, aber in seinen Augen war die Rührung zu lesen, mit welcher er die menschenfreundlichen Bemühungen seines Wirthes erkannte. Friß wich fast nicht von seinem Bette. Kein Sohn konnte zärtlicher seinen Vater pflegen. Dennoch äusserte der Wundarzt nur geringe Hoffnung.

Der Kranke schien sein heranahendes Ende zu fühlen. Am dritten Tage raffte er seine letzten Kräfte zusammen, fragte nach dem Namen seines Wohlthäters, und stammelte in abgebrochenen Sätzen:
(Die Fortsetzung folgt.)